


DAS THEMA

Wie ist Afrika zu helfen?

Ob Katastrophenhelfer, Geber von Kleinstkrediten oder Institutionen wie die Kindernothilfe: Entwicklungshelfer finden verschiedene Wege, um sich in Afrika zu engagieren. Worin sie sich gleichen: Alle suchen nach neuen Wegen, damit Hilfe wirksam ist. GALORE sprach mit ‚Puma‘-Chef und Afrikakenner **Jochen Zeitz** und **Stefan Knüppel**, einem Ex-Top-Manager, der durch Kleinstkredite in Afrika die Wirtschaft ankurbelt.

Herr Zeitz, der afrikanische Kontinent wird seit Jahrzehnten mit Projekten und Sammlungen gefördert. Dennoch hat man den Eindruck: So richtig voran geht es nicht. Woran liegt das?

Jochen Zeitz: Wenn Sie sich die europäische Geschichte der letzten 100 Jahre ansehen, so war dies auch nicht immer eine Erfolgsgeschichte. Wie viele Kriege hat Europa miterleben müssen? Der letzte liegt gerade einmal ein paar Jahre zurück. Wir sollten uns davon freimachen, dass Konflikte in Afrika gelöst werden, nur weil wir Entwicklungshilfe leisten. Man kann nicht davon ausgehen, dass in Ländern, in denen vor 20 Jahren noch Kolonialismus herrschte, auf einmal blühende Landschaften entstehen. Das ist einfach unrealistisch. **Nutzen denn die Hilfsprojekte überhaupt etwas?** In früheren Jahren ist in der Entwicklungshilfe leider vieles vor Ort versickert. Falsche Projekte sind gesponsert worden, weil das erforderliche Wissen und die Erfahrung in Afrika fehlten. Das hat sich heute gewandelt, weil man verstanden hat, dass die Hilfe nicht immer nur von außen kommen kann und die Verantwortung nicht aufhört, wenn das Geld in Afrika angekommen ist. Sie endet erst dann, wenn das entsprechende Projekt erfolgreich umgesetzt wird. Insofern unterstützt man heute verstärkt Länder und Organisationen, die tatsächlich Sorge dafür tragen, dass das Geld auch dort ankommt, wo es hingehört.

‚Gemeinsam für Afrika‘  gewährleistet das?

Ja, weil die Organisation mit ihrer Hilfe unten statt oben ansetzt. Da wird das Geld direkt an der Basis eingesetzt, wo ganz gezielt etwas bewegt werden soll. Das

größte Problem, von den militärischen Konflikten abgesehen, ist die Korruption, die immer wieder zum Versickern von Geldern führt. Dort anzusetzen und zu verhindern, dass die Hilfgelder nicht politisch motiviert fehlgeleitet werden, ist eine zentrale Herausforderung. **Bräuchte es nicht zusätzlich politische Lösungen? Müsste man nicht Diktatoren ablösen und Demokratisierungsprozesse anregen?**

Das ist ein Anspruch, dem wir als Wirtschaftsunternehmen gar nicht gerecht werden können und wollen. Afrika ist Afrika und nicht Europa. Wenn wir versuchen, den Menschen dort unsere Werte und Vorstellungen von Demokratie und Marktwirtschaft überzustülpen, kann es gut sein, dass viele Afrikaner das gar nicht wollen. Wir müssen also helfen, zunächst die Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen die Menschen dann selbst entscheiden können, wohin der Weg führt. Abgesehen von der politischen Hilfe, die geleistet werden muss, damit Konflikte friedlich gelöst werden können, muss man den Afrikanern auch die nötige Zeit geben, um ihren eigenen Weg gehen zu können. Diesen Weg bestmöglich zu unterstützen, muss unser Anspruch sein.

Was halten Sie von politischen Großkampagnen wie den Live 8-Konzerten unter dem Motto ‚Make Poverty History‘?

Ich bin eigentlich ein unpolitischer Mensch. Daher unterstütze ich immer das, was mit möglichst wenig politischer Einflussnahme zu tun hat und den Menschen vor Ort hilft. Puma leistet beispielsweise aktive Entwicklungshilfe in Form von Fußballschulen. Im

Zur Person

Jochen Zeitz, am 06.04.1963 in Mannheim geboren, studierte Betriebswirtschaftslehre und begann seine Karriere 1987 bei Colgate-Palmolive in New York und Hamburg. 1990 wechselte er als Marketingexperte zur Puma AG und stieg innerhalb von drei Jahren zum jüngsten Vorstandsvorsitzenden Deutschlands bei einem börsennotierten Unternehmen auf. Zeitz sanierte die marode Firma, führte sie 1997 in den MDAX und baute sie zu einem modernen, innovativen Unternehmen aus, das Lifestyle, Jugendkultur und ethische Verantwortung verbindet. Acht persönliche und sechs Firmenauszeichnungen gehen auf sein Konto – u.a. ‚Marketers Of The Year‘ und ‚Trendsetter Of The Year‘.

„Man kann nicht davon ausgehen, dass in Ländern, in denen vor 20 Jahren noch Kolonialismus herrschte, auf einmal blühende Landschaften entstehen. Das ist einfach unrealistisch.“ (Jochen Zeitz)



Foto: Christian Thomaas

1 Gemeinsam für Afrika

Die bundesweite Kampagne von 30 Hilfsorganisationen leistet in über 5.000 Projekten konkrete Hilfe und baut auf die Antriebskräfte der Menschen. Wichtiger Bestandteil ihrer Arbeit ist daher die Vergabe von Kleinkrediten, die aus trostlosen Marktständen florierende Kleinunternehmen machen können oder ehemaligen Kindersoldaten durch eine Ausbildung eine Lebensperspektive bieten. Die 30 Hilfsorganisationen arbeiten mit nur einem Spendenkonto, von dem die einfließenden Gelder auf die Organisationen und konkreten Projekte verteilt werden: Jede Spende hilft somit allen Projekten. Während der WM unterstützte Puma die Kampagne mittels einer Charity-Kollektion und der United For Africa Charity Tram.

Hinblick auf die WM 2010 in Südafrika wollen wir unser Engagement auf dem Kontinent noch weiter ausbauen.

Wie reagieren Sie denn auf den Vorwurf, dass große Firmen wie Puma als Motoren des Turbokapitalismus die Armut überhaupt erst mitbegründen – und daher zynisch agieren, wenn sie sich karitativ engagieren? Gar nicht. Stattdessen engagiere ich mich mit meinem Team lieber auf dem Kontinent. Entscheidend ist doch das Selbstverständnis: Tue ich es, weil ich wirklich davon überzeugt bin oder weil ich mich als nur Spendenapostel aufspielen will? Wir tun es, weil es Teil unseres Selbstverständnisses und unserer Marke ist, nicht wegen des Profits.

Sie betonen, dass die Kampagne vor allem das Potenzial der afrikanischen Länder und ihre ungemein positive Lebenshaltung hervorheben soll.

Afrika ist ein riesiger Kontinent und genauso wenig wie man von einem Europa reden kann, kann man von dem einen Afrika reden. Die enorme Vielfalt von Kulturen, Religionen und ethnischen Gruppen ist dafür zu groß. Nichtsdestotrotz: Das, was ich von Afrika kenne, ist ungemein inspirierend, weil die Menschen dort den

schwierigsten Lebenssituationen mit einer positiven Grundeinstellung begegnen, die uns in unserem täglichen, hektischen Leben häufig fehlt. Der Geist, der in Afrika gelebt wird, bestimmt das Leben der Menschen im Heute statt des hektischen Grübelns darüber, was das Morgen bringen mag.

Man kann sich kaum vorstellen, dass so eine Haltung direkt neben der Armut und dem Schrecken überleben kann.

Das liegt daran, dass uns von Afrika immer nur das einseitige Bild der Armut, des Elends und des Krieges gezeigt wird. Wenn es um Spenden geht, ist es leider meistens so, dass die Menschen eher berührt sind, wenn sie Menschen in Armut sehen und dann spontan helfen wollen. Die Erfolgsgeschichten gehen darüber unter, aber ich habe in Afrika viele erlebt – zum Beispiel den Kleinunternehmer, der mit zehn Euro Kredit einen kleinen Straßenladen aufgemacht hat und drei Monate später schon den nächsten Kredit für 50 Euro aufnehmen konnte. Heute kann er seine Familie ernähren und seine Kinder in die Schule schicken. Es sind diese kleinen Erfolgsgeschichten, die faszinieren.

Darf man sagen: In Afrika herrscht hoffnungsvoller Unternehmergeist auf kleinem Level, während wir als global privilegierte Menschen den ganzen Tag mit mieser Laune herumlaufen?

Es ist immer die Frage, wie man privilegiert definiert. Eine einfache Dorfstruktur in Afrika kann sich durchaus auch als privilegiert bezeichnen. Es kommt auf die Zufriedenheit an, nicht auf Statussymbole, die im Westen eine vermeintlich wichtige Rolle spielen.

Viele Afrika-Kenner regt es auf, wie das Land allein kulturell verallgemeinert wird – man denke nur an eine Schublade wie World Music. Wie sehen Sie das?

Einerseits entsteht so etwas aus Unkenntnis, andererseits müssen die Medien gewisse Dinge natürlich auch vereinfachen, weil nicht genug Platz eingeräumt werden kann, um die ganze Vielfalt des Kontinents zu zeigen. Nehmen Sie allein ein Land wie Kenia: Keiner macht sich klar, wie viele ethnische Gruppen dort existieren, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Dennoch funktioniert das Zusammenleben heute größtenteils sehr gut. Das ist das Faszinierende an Afrika.

Wie ist der Fußball dort als Möglichkeit sozialen Aufstiegs verankert?

Der Fußball kann natürlich nicht die Probleme Afrikas lösen. Er ist als Sport allgegenwärtig, wird an allen Ecken und Enden gespielt und ist ein entscheidender Teil des Lebens, der die Menschen über alle ethnischen und religiösen Grenzen hinweg verbindet. ...

Interview: Oliver Uschmann

Hilfe zur Selbsthilfe – wie mit Mikrokrediten die Armut bekämpft werden kann

Armut heißt in Entwicklungsländern oft, von einer Kaufkraft von umgerechnet einem oder zwei Euro am Tag leben zu müssen. Die Weltbank nennt die Verfügbarkeit von einem US-Dollar als groben Indikator für ein Leben in der so genannten absoluten Armut und zählt darunter weltweit 1,1 Milliarden Menschen – etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung. Diese absolute Armut wollen die United Nations bis zum Jahr 2015 halbieren, so ist es in ihren Millennium Development Goals niedergeschrieben. Ein erfolgreiches Entwicklungshilfekonzept ist das so genannte Microfinance. Dabei leiht man einem Menschen einen in westeuropäischen Augen geringen Geldbetrag für Betriebsmittel: was auch immer er braucht, um ein kleines Geschäft als Handwerker, Händler oder Dienstleister aufzubauen, durch dessen Profit sich seine Lebenssituation verbessert. Damit folgt das Konzept dem Hilfe-zur-Selbsthilfe-Prinzip, denn ohne Stoffe und Garn kann etwa die geschickteste Näherin ihr Talent nicht nutzen, um den ersten Schritt aus der Armut zu tun.

Organisationen wie Opportunity International Deutschland vergeben solche Kleinstkredite. Dafür werden Spenden in den fünf Geberländern Australien, Großbritannien, USA, Kanada und Deutschland gesammelt und an Projekte in derzeit 27 Entwicklungsländern verteilt – von Ost-Timor bis Nicaragua. In Asien, Afrika und Südamerika lag der durchschnittliche Kredit im letzten Jahr bei 101,32 Euro. Diese Kredite werden mit landesüblichen Zinsen versehen, mit den Erlösen werden unter anderem Mitarbeiter vor Ort und Schulungen finanziert. Die Kreditnehmer selbst sind in Gruppen organisiert: Etwa 15 Leute schließen sich lokal zu einer so genannten Trustbank zusammen. Sie bekommen zwar individuelle Kredite, haften aber als Gruppe untereinander und verpflichten sich zudem zu wöchentlichen Treffen. Die Rücklaufquote der Kredite liegt bei 97 Prozent.

Herr Knüppel, in Deutschland muss man zunächst einen Geschäftsplan vorlegen, um als Unternehmer kreditwürdig zu sein. Wie bewerten Sie die Tragfähigkeit einer Idee Ihrer Klienten aus Entwicklungsländern?

Stefan Knüppel: Die Bewerber müssen ebenfalls einen einfachen Businessplan machen und darlegen, was sie mit dem Geld, das sie sich bei uns leihen, machen wollen. Das sollten sie sich auch gut überlegen, weil die Kredite mit Zinsen behaftet sind. Wer sich von dem Kredit einen Fernseher kauft, kann die Raten nicht zurückzahlen.

Und wenn jemand sagt, er möchte einen Bananenstand machen – und es gibt in seiner Gegend schon zehn Bananenstände?

Dann wird er nicht abgewiesen. Der Kreditnehmer ist verantwortlich für die Rückzahlung des Kredites. Wir betonen immer wieder die Eigenverantwortung unseres Projektes – das war ein Paradigmenwechsel in der Entwicklungshilfe, mit dem sich manche schwer getan haben. Wir wollen eben nicht erst prüfen, ob diese Region den elften Bananenstand braucht oder mit zehn schon überbesetzt ist. Wir sind sehr marktwirtschaftlich orientiert und glauben, dass sich das von alleine reguliert. Möglicherweise wird ein Bananenstand vom Markt verschwinden. Aber dann war er auch nicht leistungsfähig.

Und was passiert, wenn genau der vom Markt verschwindet, dem Sie einen Kredit gegeben haben?

Dann muss sich der Kreditnehmer etwas Neues überlegen oder versuchen, eine andere Arbeit zu finden, um den Kredit zurückzuzahlen. Der Kredit wird bei uns nicht ausgebucht, so einfach geht das nicht. Er hat sich verpflichtet, das Geld zurückzuzahlen, und wir üben auch einen gewissen Druck aus, damit das geschieht.

Wie sieht die Kontrolle aus?

Wir vergeben Individualkredite mit Gruppenhaftung, dadurch entsteht eine hohe soziale Kontrolle. Uns ist es sehr wichtig, die Leute nicht aus der Verantwortung zu nehmen, weil wir eben auch Mitnahme-Effekte erleben. Kleine Bauern fragen sich zum Beispiel, warum sie ihren Acker bebauen sollen, wenn eine Hilfsorganisation ihnen den Sack Mais vor die Tür stellt, ohne dass sie etwas dafür tun müssten. Das ist ein echtes Dilemma.

Alternative Organisationen machen sich auf politischer Ebene für einen Schuldenerlass oder eine Erhöhung der monetären Hilfeleistungen stark.

Wirksame Entwicklungshilfe muss an vielen Bereichen ansetzen. Es geht um die Schaffung einer tragfähigen, dezentralen staatlichen Struktur. Eines der größten Pro-

Zur Person

Jörg-Stefan Knüppel wurde am 16.09.1961 geboren und wuchs in Remscheid auf. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften in Wuppertal arbeitete er zunächst im mittelständischen Betrieb seiner Familie. Ab 1995 war er für die EK Group in Bielefeld tätig und machte dort eine Karriere als Topmanager – zuletzt war er Vorstandsmitglied und baute die Auslandsaktivitäten des Unternehmens auf. Diese Stellung gab er im Juni 2004 auf und bereiste mit seiner Familie für ein halbes Jahr Südostasien. Nach seiner Rückkehr ließ er sich im Mai 2005 bei Opportunity International Deutschland anstellen. Stefan Knüppel ist verheiratet und hat zwei Adoptivkinder im Alter von fünf und sieben Jahren.



Foto: Opportunity International Deutschland

„Die Bilder von Leuten, die mit bloßen Händen über Stacheldraht klettern, dürften für sich sprechen. Es gibt für viele Afrikaner einfach keine Perspektive in ihrer Heimat.“ (Stefan Knüppel)



Foto: Dirk Schalmeyer

bleme in Entwicklungsländern ist die totale Zentralisierung auf ein, zwei Städte und eine völlige Vernachlässigung des ländlichen Raumes. Dann geht es um politische Entscheidungsstrukturen vor Ort: Wo geht welches Geld hin? Dass Vetternwirtschaft, Korruption und Vorteilsnahme in vielen Ländern eine außerordentliche Bedeutung haben, ist kein Geheimnis. Darüber hinaus werden teilweise auch mit Entwicklungshilfegeldern falsche Strukturen unterstützt. Heute warnen wir davor, dass Entwicklungshilfe politisch und ideologisch eingesetzt wird. Das ist sicherlich ein Trend. Was heißt das?

In den USA oder England gibt es durchaus die Tendenz, Entwicklungshilfe da einzusetzen, wo sie politisch hilft – Stichwort Afghanistan, Irak. Dadurch werden Länder vernachlässigt, die politisch nicht im Fokus liegen. Dennoch ist im Sommer 2005 Afrika stark in den Blickpunkt gerückt.

Ja. Nichtsdestotrotz gibt es eine Diskrepanz zwischen dem, was wirklich in Afrika passiert, und dem, was wir meinen, für Afrika getan zu haben. Wir haben es dort in den letzten Jahren mit einer steigenden Anzahl von armen Menschen zu tun. Es kommen einige Katastro-

phen zusammen: Aids, Malaria, schlechte Ernten, politische Unruhen – ein Cocktail, der die Länder nach unten zieht.

Sie meinen: Die Entwicklung in Afrika ist negativ?

Der Abstand zur restlichen Welt ist größer geworden. Die ökonomischen Vorteile, die sich zum Teil auch für solche Länder durch die Globalisierung ergeben haben, sind in Afrika nicht angekommen. Afrika ist die Herausforderung für Europa und für den Rest der Welt. Die Bilder von Leuten, die mit bloßen Händen über Stacheldraht klettern, dürften für sich sprechen. Was treibt die Menschen, solche Sachen auf sich zu nehmen? Es gibt für sie einfach keine Perspektive in ihrer Heimat.

Hat sich das Armutsbild denn grundsätzlich verändert?

Ja. Das Armutsbild in unserer Jugend waren afrikanische Kinder in Afrika mit aufgequollenen Bäuchen, die um Nahrung bettelten. Das gibt es natürlich heute auch noch, aber heute heißt Armut vor allem fehlender Zugang zu medizinischen Leistungen. Das Problem ist nicht mehr unbedingt, dass eine Frau umkippt, weil sie nicht genug zu essen hat, sondern weil ihr Leben durch fehlende medizinische Versorgung verkürzt wird. Das ist noch einmal eine andere Qualität von Armut. Man sagt oft lapidar, dass Not erfinderisch mache. Können Sie das bestätigen – sind arme Menschen die besseren Unternehmer?

Zum Teil ist es sicher die Not, die die Leute in Tätigkeiten treibt, die aus unserer Sicht zu belächeln sind. Aber oft passiert es auch deswegen, weil es keinerlei Alternative zu einer selbständigen Arbeit gibt. In West-Timor, dem Armenhaus Indonesiens, haben 80 Prozent der Menschen überhaupt keinen Zugang zu einer Erwerbstätigkeit, wie wir sie in Europa kennen. Da muss man sich also überlegen, wie man auf einem sehr einfachen, niedrigen Niveau etwas aufzieht. So entstehen diese vielen Dienstleistungen und Ideen, die wir hier gar nicht mehr kennen.

Gibt es wirtschaftstheoretische Konzepte, die erklären können, warum gerade die Mikrokredite so gut funktionieren?

Es ist ganz banal: Wissen braucht Kapital. Ohne Kapital kann sich das Wissen der Menschen nicht entfalten. Kapital ist neben Know-how der Schlüssel zur Wertschöpfung.

Wenn es so banal ist – warum hat es dann so lange gedauert, das Prinzip für die Entwicklungshilfe zu nutzen? Vielleicht weil die klassische Entwicklungshilfe sehr stark ideologisiert war, eine Domäne von eher links orientierten Leuten. Und wir sind überzeugte Marktwirtschaftler. :::

Interview: Petra Engelke